

# **AUF DER FLUCHT NACH SICH SELBST - ZWISCHEN GESTERN UND JETZT**

## **IDENTITÄTSSUCHE VON OSTEUROPÄISCHEN MIGRANTINNEN IN DER BRD**

Möglicherweise mutet der Titel meines Beitrags merkwürdig an: Auf der Flucht - wohin? - Nach sich selbst? Man kennt die Suche nach sich selbst, aber die Flucht? Vor sich selbst kann man/frau fliehen: vor eigenen Ängsten, vor Enttäuschungen... Man flieht, man rennt weg, statt etwas aktiv zu verändern, dort anzupacken, wo man gerade im Leben steht.

Doch kann man auch zu sich selbst fliehen: die Suche nach sich selbst durch die Flucht realisieren. Ich werde im folgenden zum großen Teil von meiner eigenen Erfahrung ausgehen, um diese These zu verdeutlichen, habe ich doch - wie viele Männer und Frauen im Mittel- und Osteuropa in den vergangenen 10 Jahren - eine gravierende Lebensveränderung erlebt. Indes kam zu dieser gesellschaftlich bedingten Veränderung in meinem Fall eine weitere Veränderung dazu. Ich würde diese Veränderung als Emanzipation bezeichnen. In dem Land, aus dem ich stamme, in Rußland, wird dieser Begriff nicht so gern gehört, man nimmt ihn nicht ernst, und gar nicht in bezug auf Frauen.

Vor zehn Jahren habe ich das große sowjetische Reich verlassen und lebe seitdem in der Bundesrepublik Deutschland. Zehn Jahre in der Fremde, zehn Jahre der Suche nach einem Weg für sich selbst, nach dem eigenen Platz in einer Gesellschaft, die Fremde nicht unbedingt willkommen heißt.

Um die weiblichen Identitätskonzepte der Migrantinnen aus der ehemaligen Sowjetunion zu begreifen - ich werde ferner speziell von Rußland reden, obwohl diese mit einer sehr hohen Wahrscheinlichkeit auch für die Ukraine, Weißrußland, das Baltikum und andere europäische Gebiete der UdSSR zutreffen - wollen wir doch zunächst das Frauenselbstbild in Rußland unter die Lupe nehmen. Denn die Identität der Auswanderinnen bleibt auch im Ausland weiterhin in den meisten Zügen von ihrer Erfahrung, Erziehung und Sozialisation im Heimat- oder um unserem Thema gemäßer zu sagen: im Vaterland - geprägt. Dabei sind die kulturell bedingte Wechselwirkung der Geschlechter in ihrer ganzen Dynamik zu berücksichtigen sowie jene Veränderungen in der Identität, die ein Migrationsprozeß mit sich bringt

Bei meinen Recherchen nach Frauenstimmen im Internet und während der Suche nach aktuellen Zahlen und Forschungsergebnissen auf dem Gebiet der Genderforschung in Rußland, stellte ich mit Bitterkeit fest, daß seriöse Daten Mangelware sind. Das Netz sprudelt über von Dateien und Datenbanken, die Adressen von "russischen Damen, die nach gutsituierten deutschen Partnern suchen" enthalten sowie "Sex, Erotik und Fotos von nackten russischen Mädchen" versprechen.

Es hat sich in den vergangenen zehn Jahren wohl doch wenig geändert: die Männersicht auf Frauen als Objekt, als Ware, insbesondere auf Frauen aus Rußland bleibt. In Rußland selbst ist sie ebenfalls zu spüren, vielleicht sogar deutlicher denn je. Sucht doch der in der Zeit des Sozialismus moralisch geschwächte russische Mann nach wie vor Bestätigung für sich. Da es nicht jedem Mann gelingt, seinen Platz in den neuen veränderten Lebensbedingungen zu finden, wird dieses Bedürfnis nach Anerkennung und Machtausübung durch die Demütigung der Schwächeren befriedigt - durch die Demütigung der Frauen. Ich meine nicht nur die Ausübung körperlicher bzw. sexueller Gewalt, sondern die Verweigerung der emanzipatorischen Entwicklung der Frau, oft aus Angst, von ihr abhängig zu werden und die eigene - oft nur als Wunschvorstellung existierende - Machtposition einzubüßen.

Mein "Vaterland" wird auch heute noch von Männern regiert. Nach der Meinung meiner Landsleute kann die Krise, in der sich das Land schon ewig befindet und die sich in den vergangenen 10 Jahren immer mehr zugespitzt hat, nur von einer starken Hand gelöst werden. Unter einer starken Hand wird selbstverständlich eine männliche Hand verstanden.

An dieser Stelle sei erwähnt, daß es in der sowjetischen Moderne ein kollektives Identitätskonzept gab: ein zutiefst patriarchales. Es sah die Entstehung eines neuen Menschen vor, der in seinem Persönlichkeitstypus als Held zu bezeichnen wäre: eine Persönlichkeit, die die Interessen des Staates und der Gemeinschaft über den Interessen des Einzelnen sieht. Die Ideologie verlangte von der Bevölkerung Opfer zum Wohle des Ganzen. Und das galt für Männer wie Frauen.

Der "Raubritterkapitalismus" der 90er Jahre versuchte zwar dieses Konzept zunichte zu machen. Doch es ist zu bedenken, daß gerade die alten Kader und Funktionäre jene neuen Oligarchien bildeten, die fast alle Bereiche der Wirtschaft kontrollieren, extreme Einflußmöglichkeiten in der Politik erreicht haben und so wirkliche demokratische Entwicklungen blockieren.

Der "Besitzer" der neuen starken Hand in Rußland - hoffentlich einer rettenden, was ich aber bezweifle - Wladimir Putin, ist einer jener mächtigen Männer, die das sozialistische, ja stalinistische Rußland mitgestaltet und mitgeprägt haben. Es versteht sich von selbst, daß die eigentlichen Helden der Sowjetunion Männer waren, sie sollten das patriarchale Konstrukt von Weltbeherrschung und Welterleuchtung ihrer politisch-väterlichen Führer mit Leben füllen. Diese Gestaltung männlicher Welten, in denen Helden mit großen Taten das kommunistische Paradies errichten sollten, ließ nur wenig Platz für Frauen.

Die Aufgabe der Frauen wurde hauptsächlich darin gesehen, Helden zu gebären, sie zu erziehen und bei ihren opfermütigen Heldentaten zu unterstützen. Die Kindererziehung und die Mütterlichkeit wurden dabei als genuin weibliche Aufgaben betrachtet.

Widersprüchlich war die Sache schon: Denn in vielen Programmatiken wurde die Abschaffung der Haus- und Versorgungsarbeit als bourgeoise und kapitalistische Unterdrückung von Frauen gefördert. So schreibt Martina Ritter in ihrer Abhandlung über die kulturelle Modernisierung und Identitätskonzeptionen in Rußland, daß das Befreiungskonzept der UdSSR für Frauen ihre Angleichung an die Heldenkonzeption und die Integration der Frauen in die Welt der Produktion zum Inhalt hatte. Es orientierte sich am Konzept des männlichen Helden, der seine Pflicht mit Freude erfüllt. Inwieweit die Realisierung dieses Konzepts geglückt ist, ist eine andere Frage. Fakt ist, daß der Druck auf Frauen, sich am Maßstab der Männlichkeit zu orientieren, enorm groß war. Die Angst der Männer, Frauen als Helden ertragen zu müssen, nahm stets zu.

Hier haben wir es mit einem interessanten Phänomen zu tun: einerseits begriffen die Frauen ihre eigene Rolle darin, die Männer zu unterstützen, sich für sie und für die Familie aufzuopfern, was sie auch heldenhaft taten, andererseits standen sie unter dem Druck, gute Arbeiterinnen zu sein, einen Beruf auszuüben, Geld zu verdienen. Frauen in Rußland haben in der Regel eine bessere Bildung gehabt als ihre männlichen Zeitgenossen. Da russische Frauen darüber hinaus pflichtbewußter als Männer sind, hat es sie enorm viel Kraft gekostet, allen ihren Aufgaben und auch eigenen Ansprüchen gerecht zu werden. Das Beispiel der älteren Frauen, die als Großmütter ihre Lebensaufgabe in der Unterstützung der Enkelkindererziehung sehen, die sich in permanenter Betreuung äußert, macht am deutlichsten, was von Frauen in der russischen Gesellschaft an erster Stelle erwartet wird.

Bedauerlicherweise gelangen Frauen nur sehr langsam zu der Erkenntnis, daß sie statt am unerträglichen Druck zu leiden, allen Rollen entsprechen zu müssen, diese Rollen überdenken und sich von dem Anspruch der Perfektion verabschieden sollten.

Russische Männer litten und leiden wohl heute noch darunter, daß sie ihrer eigenen Vorstellung vom Mann als Ernährer, Held und Beschützer nicht entsprechen, nicht entsprechen können. Genauso wenig wie Frauen wagen sie es, eigene Rollen und Selbstentwürfe zu überdenken, und neigen - und das ist ja allgemein so menschlich - dazu, die Ursachen für das eigene Scheitern in den anderen zu suchen. Die Frauen als eine der möglichen Ursachen dieses Scheiterns bieten sich an. In der russischen öffentlichen, nicht feministischen, Gender-Diskussion ist schon seit langem von der Macht der Frauen über die Männer die Rede.

Gesellschaftlich gescheiterte Männer, die sich als Verlierer fühlen, weil sie dem üblichen Klischee des echten Mannes nicht entsprechen, haben oft - so das Schicksal - jene starke Frau an der Seite, der es besser als dem Mann gelingt, mit den Schwierigkeiten des Lebens klar zu kommen und das eigene Leben aktiv zu gestalten. Es kränkt seine Männlichkeit, zu beobachten, wie die eigene Frau die zum Leben und Überleben notwendigen Beziehungen schafft und durch ihre Flexibilität an die neuen Anforderungen, die der Transformationsprozeß mit sich bringt, sich viel besser anpaßt als er selbst.

Dieser Kampf des "Männlichen" mit dem "Weiblichen" und die Ambivalenz, die er mit sich bringt, ist meiner Meinung nach kennzeichnend für die moderne russische Gesellschaft. Ohne das zu begreifen, kann man die ganze Ambivalenz dieses Landes nicht begreifen: eines Landes, das nach Martina Ritter eine patriarchale Mama-Gesellschaft ist.

Ich wage es zu behaupten, daß Frauen gerade in patriarchal strukturierten Gesellschaften eine bestimmte Machtposition erlangen und zwar als Mütter. Jeder Mann ist auch ein Sohn, der in einer tendenziell tiefen und abhängigen Beziehung zu seiner Mutter steht, die seine innere Welt reguliert und wegen seiner Abhängigkeit manipulieren kann.

Da russische Männer Anspruch auf Führungsposition im Privaten haben, hat es sie stets viel Kraft gekostet, ihr Wunschbild, das den realen Verhältnissen nicht entsprach, nach außen zu transportieren. Daß sie auch dabei oft scheiterten, ist einer der Gründe, warum gerade Alkoholismus unter russischen Männern ein derart brennendes Problem darstellt.

In der Geschlechterpolitik Sowjetrußlands galten Frauen vor allem als Ressource: sowohl im Beruf als auch im familiären Bereich oder in der Sphäre von Körper und Sexualität erwartete man von ihnen Dienste. Sowohl Arbeit als auch Mutterschaft galten für fruchtbare Frauen als Pflicht. Die behauptete Emanzipation der Frauen war tatsächlich eine geschlechtsspezifische Versklavungspolitik. Die vermeintliche Machtausübung durch Frauen im familiären Bereich ist, wenn man will, als Aufstand der Dienerinnen, der Sklavinnen zu verstehen.

Zwar konnten Frauen im spät- und postsowjetischen Rußland selbst entscheiden, ob sie Kinder haben wollen oder nicht, und damit Sexualität von Schwangerschaft trennen, im öffentlichen Diskurs jedoch wurde Mutterschaft als eigentliche Bestimmung der Frau betont.

Abtreibung in sowjetischen Krankenhäusern wurde von vielen Frauen, aber auch vom Krankenhauspersonal, als physische und psychische Bestrafung für die begangene Sünde "Sex aus Lust und ohne Reproduktionsabsicht" wahrgenommen. Daß Frauen die Verantwortung für diese Sünde hatten, war für die Angehörigen beiderlei Geschlechts überhaupt keine Frage.

Jene Frauen, die keine Mütter sind, seien sie unfruchtbar oder haben sie sich bewußt dagegen entschieden, gelten als wertlos, als "keine richtigen Frauen" und leiden unter einem Minderwertigkeitsgefühl, das von ihrer Umgebung ausgiebig genährt wird. Weil sie keine "omnipotenten" Mütter werden und auf diese Weise keine gesellschaftlich relevante Machtposition einnehmen können, begeben sie sich auf die Suche nach einem anderen Selbstentwurf, in dem das weibliche Identitätskonzept die Mutterschaft außer acht läßt.

Dieser Weg gestaltet sich sehr individuell. Und doch teilen auch diese Frauen - wie Männer - die Ansicht, daß Leitungsfunktionen "männliche" Aufgaben seien, während Frauen unterstützend und helfend wirken sollten. Sogar das Bild der Dekabristenfrau wurde wiederentdeckt (Zdravomyslova 1998). Frauen erfüllen sowohl die Rolle der Muse und Geliebten als auch die der devoten, sich für den mißachteten und leidenden Genius aufopfernden Ehefrau. Es ist bekannt, daß in der Dissidentenbewegung die Frauen Manuskripte abtippeten, verbreiteten und Gastgeberinnen bei den Treffen waren. Die bekannte russische Schriftstellerin Irina Poljanskaja beschreibt sehr treffend den Typus einer solchen Frau und ihre spätere Rache an dem "heldenhaften Ehemann" in ihrer Novelle "Der Weg des Pfeils".

Die russischen Frauen waren und sind auf der Suche nach eigener Identität, sofern sie die Notwendigkeit der Selbstreflexion begriffen haben, in einem ziemlich widersprüchlichen Feld zwischen biologischen Geschlechterbildern, behaupteter Gleichberechtigung bei patriarchaler geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung im Privaten und - noch - relativ hoher Erwerbstätigkeit. Dabei wird die extreme Belastung, der sie ausgesetzt sind, von Frauen als selbstverständlich ja fast naturgegeben wahrgenommen.

Die Unfähigkeit der Männer, sich an den Transformationsprozeß anzupassen, wird von den Frauen kaum akzeptiert, und die Enttäuschung darüber wird immer stärker zum Ausdruck gebracht. Es gibt immer mehr Frauen, die ihre Ehe und die Notwendigkeit, die Ehe aufrecht zu erhalten, zunehmend in Frage stellen. Gerade heute fühlen sich immer mehr Frauen gezwungen, die männliche Ernährerrolle zu übernehmen. Mit dem Ehemann leben sie nur deshalb zusammen, "weil ein anderer auch nicht besser wäre" oder sie suchen sich einen neuen, solange sie selbst noch jung und hübsch sind, z. B. einen "neuen Russen". Ob der neue "reiche" Ehemann sich mehr am Haushalt beteiligt, ist sehr in Frage zu stellen. Daß er möglicherweise mehr Verantwortung übernimmt und die Wünsche der Frauen zur Kenntnis nimmt - darauf hoffen die russischen Frauen.

Auch ich stand Ende der 80er Jahre vor der Notwendigkeit, mein Leben gemäß den sich ständig ändernden und sich zunehmend verschlechternden Bedingungen zu ordnen. Ausgestattet mit einem Mann, der zwar nach außen hin einen Anspruch geltend machte, ein "echter Mann" zu sein, der in seiner Familie und Ehe alles bestimmt, war er in Wirklichkeit dem eigenen Anspruch nicht gewachsen und litt zunehmend darunter. Seine Aggressionen zerfraßen seinen Körper und seine Seele. Auch meine Seele.

Beide Akademiker, sehr liberal eingestellt, waren wir bei unserer Eheschließung möglicherweise doch zu jung, um bei der Gestaltung der Partnerschaft neue, kreative Wege gehen zu können. Ich war 20, er 22. Aufgrund des Wohnungsmangels haben wir die ersten drei Ehejahre bei seinen Eltern verbracht. Mein Mann und meine Schwiegermutter machten mir sehr deutlich, daß meine Aufgabe hauptsächlich darin besteht, mich gut um den Mann - ihren Sohn - zu kümmern, ihm Wäsche zu waschen, zu kochen, und zwar so, daß das Essen stets pünktlich auf dem Tisch steht, wenn der Mann nach Hause kommt, und sonstige Wünsche zu erfüllen. Worin die Aufgabe des Ehegatten bestand, habe ich bis heute nicht begriffen. Denn als Lehrerin an einem fremdsprachigen Gymnasium und spätere Vize-Leiterin der Schule verdiente ich zwar nicht viel aber wesentlich mehr als mein Ehemann, ein angehender Wissenschaftler. Zudem gab es Möglichkeiten, durch Privatstunden noch dazuzuverdienen. Daß ich mich darum kümmerte, war merkwürdigerweise auch selbstverständlich: Mein Mann hatte keine Zeit, keine Gelegenheit zum Nebenverdienst, denn er mußte sich mit seiner Doktorarbeit beschäftigen. So blieb mir nichts anderes übrig, als neben den weiblichen zusätzlich auch die männlichen Rollen zu übernehmen. Das letztere wurde indes von allen verdrängt: trotz meiner Mehrbelastung, waren meine Leistungen in der Familie nicht anerkannt, und von einer Machausübung meinerseits konnte nicht die Rede sein. Ich litt permanent unter schlechtem Gewissen, weil ich all meine Rollen nicht perfekt spielen konnte und oft zu müde war, um noch im Bett eine perfekte Liebesarbeit zu leisten. Jede Kleinigkeit, die mir nicht gelang, wurde ausdiskutiert und oft bestraft. Ich dagegen wagte es nicht, an den Mann Forderungen zu stellen. Meine Minderwertigkeitsgefühle wuchsen.

Als Ende der 80er Jahre die Lebensmittelsituation in Rußland so prekär wurde, daß Fleisch oder andere Lebensmittel nur unter dem Ladentisch bzw. durch Beziehungen zu beschaffen waren, stellte ich fest, daß mein Ehemann und ich verhungern werden, wenn ich mir nicht etwas einfallen lasse. Außerdem wurde es zunehmend schwer für mich, 12 Stunden am Tag Unterricht zu geben, danach stundenlang auf die mühsame Suche nach Eßbarem zu gehen und mehrere leere Geschäfte abzulaufen, mit dem einzigen Gedanken im Kopf: finde ich nichts - koche ich nichts, stelle ich das Essen nicht pünktlich auf den Tisch, gibt's wieder Theater.

Kurz vor dem Zusammenbruch der Sowjetunion brach etwas in mir zusammen, nämlich die Überzeugung, daß dies mein Leben ist, daß diese Frau, die da funktioniert und trotz aller Strapazen noch Frau bleiben möchte, ich bin. Manche Frauen verlassen an dieser Stelle ihre Männer: ich habe alles verlassen - meinen Ehemann, meine Eltern, meine Schwester, meine ganze Familie, meinen Beruf, meine Schüler, die ich sehr geliebt habe, Freunde, Heimat - alles.

Ich flüchtete vor meinem alten Leben, in dem ich mich nicht als freier Mensch erfahren konnte, mich als Mensch überhaupt nicht mehr wahrgenommen habe. Ich wollte Veränderung. Ich wußte nicht, wohin. Mein Schicksal brachte mich nach Deutschland.

Ich bin bestimmt nicht die einzige Migrantin, die im neuen Land die Erfahrung macht, daß alles, was sie kann und gelernt hat, von der neuen Heimat nicht gewollt, nicht gebraucht wird. Von Selbstzweifeln geplagt, stellt man sich zunächst selbst in Frage. Diesen Weg gehen alle: ob das EhemigrantInnen sind, ob SpätaussiedlerInnen oder jüdische MigrantInnen, die in der Regel mit der ganzen Familie nach Deutschland kommen, oder ob Frauen, die auf anderen Wegen nach Deutschland geraten.

Die Frauen suchen nach ihrem Platz in der neuen Gesellschaft und sind bei dieser Suche aktiver und erfolgreicher als männliche Migranten. Da Frauen auch eher als Männer bereit sind, ehrenamtliche Tätigkeiten auszuüben, finden sie schneller Anschluß an die deutschsprachige Umgebung, lernen schneller und besser als Männer die deutsche Sprache und integrieren sich erfolgreicher als sie. Männer werden zu Hausmännern, während Frauen ihre Suche draußen, in der fremden Umgebung, nicht aufgeben wollen. So ändert sich langsam die eigene Wahrnehmung und somit die Identität.

Leider machen die russischen Frauen oft den Fehler, daß sie die Ursache der Schwäche russischer Männer und deren Scheiterns in sich selbst suchen. Nach dem Motto: Wäre ich nicht so stark, wäre vielleicht mein Mann nicht so schwach. Allerdings ist es für eine aktive Frau kaum möglich, sich vorsätzlich passiv zu verhalten, in der Hoffnung, daß der Mann somit zu aktiven Handlungen angeregt wird.

Die Veränderungen, die in postkommunistischen Gesellschaften wie Rußland heute vorstatten gehen, führen dazu, daß die Frauen durch den beruflichen Druck sich in die Lage versetzt fühlen, andere Prioritäten zu setzen und Männer mit ihren Forderungen zu konfrontieren. Doch die Mehrheit, ob Frauen oder Männer, sehen zunehmend ein anderes Identitätskonzept am Horizont: Es ist der patriarchale Unternehmer, der die Familie ernährt und dessen Leben von der ihm zugetanen Hausfrau gestaltet wird. Da es jedoch äußerst selten ist, daß sich ein derartiger Retter und Ernährer findet, hinter dem frau sich wie hinter einem Fels in der Brandung sicher fühlt, die Frauen aber im Zuge des Transformationsprozesses zunehmend in eine wirtschaftliche Notsituation geraten, wird bei ihnen der Wunsch stärker, ihrer Misere zu entrinnen. Mit dem Verlust der Arbeit erleben Frauen eine neue, für sie erniedrigende Abhängigkeit von ihren Ehemännern, sofern sie einen haben. Ihr Status und ihr Selbstbild sinken drastisch.

Wenn wir uns die Identifikationsfiguren der russischen Frauen näher anschauen wollen, müssen wir spätestens dann feststellen, daß dies nicht die Cinderella ist, wie manch eine deutsche Forscherin (vgl. Barbara Einhorn) meint. Natürlich wird auch dieses Bild für die eine oder die andere stimmen, die sich nach dem Ausgeschlossensein aufmacht, sich auf dem Arbeitsmarkt und in der Öffentlichkeit durchzusetzen. Gerade auf einige osteuropäische Migrantinnen in dieser Bundesrepublik paßt dieses Bild durchaus. Wobei die Frage nach dem Prinzen offen bleibt. Die flexible, in allen gesellschaftlichen Sphären präsente russische Frau, die darauf trainiert ist, mit Schwierigkeiten fertig zu werden, entspricht nicht dem Bild traditioneller westlicher Weiblichkeit. Den russischen Frauen selbst ist nicht Cinderella, sondern die Märchenhexe Baba Jaga näher und vertrauter: die starke Herrin des Waldes, eine weise Frau, die über Mächte und Kräfte der Natur verfügt (vgl. Anna Natalia Malachowskaja Rückkehr zu Baba Jaga). Oder sie identifizieren sich mit den Amazonen. Neue Amazonen hieß eine der ersten literarischen Frauenvereinigungen in Rußland, der Schriftstellerinnen, Philologinnen und Autorinnen wie Swetlana Wassilenko, Nina Gorlanowa und viele andere angehörten.

Es gibt heute mehr Freiräume, die die Identitätssuche der russischen Frauen kreativer gestalten lassen als zu sowjetischen Zeiten. Doch auch Frauen sind homo sovjeticus gewesen, geprägt in ihrer Erziehung durch Propaganda, Tradition und klassisches Rollenverhältnis. Aus mehreren Orientierungsmodellen, die gerade jungen Frauen heutzutage zur Verfügung stehen wie "Hausfrau", sprich: Ehefrau eines neuen Russen, "berufstätige Frau", "Karrierefrau/Unternehmerin", "Künstlerin", "Auswandererin" aber auch "Prostituierte", "Kriminelle" etc., werden jene Modelle mit Vorliebe nachgeahmt, die am tiefsten in der Kulturtradition verwurzelt sind.

Enttäuscht über die Unfähigkeit der russischen Männer, sich aktiv an der Gestaltung des Lebensentwurfs zu beteiligen, suchen heutzutage Hunderte und Tausende von Frauen nach einem echten Mann im Westen. Ob diese Suche glückt?

Ähnlich wie in Rußland gibt es im Westen ein dominantes Identitätskonzept, das sich im Kern an Männer wendet und Mensch mit Mann gleichsetzt. Der westliche hegemoniale Mann ist ein rationaler, unabhängiger Individualist, der ungebunden, autonom und emotionslos die öffentliche, politische und ökonomische Welt gestaltet, ohne die fürsorglichen Kontexte wahrzunehmen, in denen er existiert und die er verbraucht.

Trifft eine hegemoniale russische Frau auf einen hegemonialen westlichen oder - präzisieren wir - deutschen Mann, erlebt sie oft zunächst das Gefühl "endlich angekommen zu sein". Wie die Erfahrungen jedoch zeigen, gestaltet sich das gemeinsame Leben nur sehr mühsam, ist von Konflikten und Machtkämpfen geprägt, von gegenseitigen Abhängigkeiten begleitet und - wenn frau sich nicht anpaßt - zum Scheitern verurteilt.

Viele Migrantinnen, die ihren deutschen Männern in deren Heimatland folgten, sind gerade in den ersten Jahren sehr auf ihre Männer angewiesen. Sie fühlen sich von ihren Männern abhängig. Falls sie kein oder nur wenig Deutsch sprechen, kommt dazu das Gefühl, permanent bevormundet zu werden. Da die Frauen dieses Schlags in ihrer Heimat oft eine sehr gute Ausbildung bekommen haben oder sogar Akademikerinnen sind und schon im Beruf gearbeitet haben, erleben sie einen

Identitätsverlust. Sie fühlen sich schlecht als Kinder- oder Putzfrauen, Liebedienerinnen oder Gefangene.

Nach der Auswanderung erleben die meisten Ehemigrantinnen keineswegs die Verbesserung ihrer Situation. Natürlich scheinen die materiellen Probleme zunächst gelöst zu werden. Doch bevor die Migrantinnen, die in ihren Heimatländern von den Männern unabhängig waren und darauf immer großen Wert gelegt haben, nicht selbständig werden und keinen Platz auf dem Arbeitsmarkt gefunden haben, fühlen sie sich nutzlos und schutzlos. Der Mythos von einem starken, echten Mann, der Sicherheit gibt und die Angst vor der Zukunft nimmt, erweist sich als Koloß auf tönernen Füßen.

Es erweist sich als unmöglich, die eigene Identität durch jemand anders aufzubauen, das eigene Selbstwertgefühl durch den Status des Ehegatten aufzupolieren. Frustriert von der Unmöglichkeit, das eigene Leben zu gestalten, greift die Frau zu der gewohnten Methode: sie eignet sich wieder den Haushaltsbereich an, wo sie ihre vermeintlich herrschende Rolle weiterhin spielt. So ändert sich wirklich wenig - weder an ihrer Situation noch an ihrer Selbstwahrnehmung - materielle Bedingungen jetzt beiseite gestellt.

Die Flucht vor den eigenen Problemen im Heimatland, solange diese mit dem eigenen Selbstverständnis zusammenhängen, glückt nur selten. Vor allen Dingen macht sie andere Probleme sichtbar, die im Vaterland im verborgenen blieben und deren Lösung vielleicht erst im Ausland möglich wird. Mit der Migration wird die Identitätssuche durch neue Aspekte ergänzt. Vor allem durch die Auseinandersetzung mit eigener nationaler und Staatszugehörigkeit. Stehen doch gerade die deutschstämmigen SpätaussiedlerInnen vor dem Dilemma, daß sie, die in Rußland, Kasachstan und anderen ehemaligen Sowjetländern als Deutsche galten und deswegen diskriminiert wurden, in ihrer neuen alten deutschen Heimat auf Russen reduziert werden. Das Gefühl des Ausgeschlosseneins, die Unmöglichkeit, zu den deutschen Landsleuten wirklich zu gehören, da diese mittlerweile eine andere Kulturtraditionen aufweisen und eine andere Mentalität haben, aber auch die Häme, der sie aufgrund der mangelnden Kenntnisse der Muttersprache - des Deutschen - ausgesetzt werden, die Trauer über das verlorene Zuhause - all dies sind Gründe dafür, daß Frauen wie Männer sich fragen: wo gehören wir hin? Wer sind wir? Bei den Jugendlichen zeigt sich der Widerstand gegen die Ablehnung durch deutsche Gleichaltrige entweder in der Überanpassung und der Verdrängung der eigenen nationalen Zugehörigkeit, oder umgekehrt in der betonten Hervorhebung des Russischen. Die Sprache ihrer Sozialisation im Heimatland - die russische Sprache - wird zu jener verbindenden Kraft, die alle aus den GUS-Ländern stammenden MigrantInnen eint. Die Sprache ist identitätsstiftend. So fühlen sich russische Juden in Deutschland nicht als Angehörige der jüdischen Konfession, das waren sie auch in ihren Herkunftsländern nicht, galt doch Jude in der früheren Sowjetunion als Nationalität bzw. Volkszugehörigkeit, genauso wie Deutscher, was die Eintragung im Personalausweis manifestierte. Diese beiden Einwanderergruppen, die in der russischen Kultur und mit der russischen Sprache aufgewachsen sind, fühlen sich in Deutschland zunehmend als Russen, was sie in ihren Heimatländern nie waren, und werden als solche von ihrer Umgebung wahrgenommen. Das bringt oft allerlei Mißverständnisse und Irritationen mit sich. Aber das Thema ist zu umfangreich und zu sensibel, um es an dieser Stelle weiter zu behandeln.

Ob es den Frauen in Rußland generell gelingt, sich von den alten Rollen und Klischees zu befreien, sich aus den Strukturen zu lösen, die sie generationenlang selbst aktiv mitgestaltet haben, oder ob sie doch ihr Idealbild in der scheinbar sicheren Welt der Ehefrau und Mutter suchen, die einem neuen Russen den Rücken stützt? - Die Fragen bleiben offen und hängen von vielen politisch-sozialen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, kulturellen und psychologischen Faktoren ab.

Eins ist momentan klar: Verzweifelnde Mütter, die ihren Töchtern in Rußland eine bessere Zukunft wünschen, investieren viel Zeit, Geld und Kraft darin, ihren Mädchen eine gute Ausbildung zu geben, Sprach- und Musikunterricht zu ermöglichen. Danach - so hoffen sie - werden ihre Chancen, einen echten, sprich, westlichen Ehemann bzw. einen erfolgreichen vaterländischen Unternehmer zu heiraten, wesentlich größer. Und so würden sie wesentlich glücklicher als ihre angeblich so machtvollen postsowjetischen Mütter. Wie die Erfahrung der Ehemigrantinnen jedoch zeigt, so einfach ist das Leben nicht.

Für alle Migrantinnen gilt gleichermaßen: Die Frauen müssen ihr Lebens- und Identitätskonzept überdenken. Da sie durch ihre sozialistische und postsozialistische Erfahrung den Kampf ums Überleben besser als mancher Mann beherrschen, wird ihnen nichts anderes übrig bleiben, als sich auf sich selbst zu besinnen, eigene Stärken und Schwächen zu begreifen und mit ihnen umzugehen

lernen. Das wichtigste, was sie dabei begreifen, ist: wie man die Suche gestaltet. Nämlich: Indem man einfach nach einem anderen Weg und nach einem anderen Ziel sucht: auf dem Weg zu sich selbst.

Elena Reichardt

**DIE AUTORIN:**

Elena Reichardt, geb. 1961, studierte Pädagogik und Germanistik in Leningrad und war anschließend im Schuldienst tätig. 1990 wanderte sie nach Deutschland aus. 1991 – 1993 konzipierte sie Schul- und Jugendprojekte gegen Rassismus und Ausländerfeindlichkeit, die sie im Auftrag der Ausländerbeauftragten der Stadt Erfurt an den Erfurter Schulen umsetzte. Seit 1994 ist Elena Reichardt im Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen als Kulturmanagerin, Übersetzerin und Projektleiterin im Bereich jüdische Kultur und Osteuropa tätig.

Erschienen in:

**VIA REGIA** – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation Heft 68/69 2000,*  
*herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen*

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>